

medica« des Pedanios Dioskurides aus Anazarba. Es entstand zwischen 60 und 78 n. Chr., besaß bis ins 16. Jahrhundert auf dem Gebiet der Pflanzenkunde uneingeschränkte autoritative Geltung und gehörte zu den meistgelesenen Werken des Mittelalters. Insbesondere die Angaben über die Heilkraft der jeweiligen Pflanzen sind diesem Werk entnommen und dem heutigen Kenntnisstand gegenübergestellt.

Im Zentrum der Untersuchung aber steht die Symbolik der »in Stein gehauenen Pflanzenwelt« der Romanik. Die Autorin richtet sich gegen jene Auffassungen, die jeglichen Symbolgehalt leugnen und den dargestellten Pflanzen ausschließlich dekorativen Wert beimessen. Die Pflanzenmotive seien vielmehr a priori Träger moralischer oder philosophischer Bedeutungen. Nun wird man aber nicht bei jeder Palmette gleich transzendieren wollen, zumal den meisten Motiven ein breites Spektrum von Sinngehalten hinterlegt wird: Die Palmette etwa konnte »den Triumph des Märtyrers über den Tod bedeuten, den Kreuzestod und die Auferstehung Christi präfigurieren, die Unsterblichkeit der Seele, Erlösung und Errettung symbolisieren sowie als Allegorie Christi und seines Wortes und vor allem als Symbol des himmlischen Paradieses verstanden werden« (S. 266). Wann ist eine Pflanzendarstellung in der Romanik nun »schmückend« und wann »belehrend«?

Der Beantwortung dieser Frage steht der Aufbau der Arbeit selbst im Weg. Mit der Herauslösung der einzelnen Beispiele aus ihrem baulichen und bildlichen Kontext bleiben alle Aussagen über den jeweiligen Symbolgehalt spekulativ. Überdies ist der Ertrag der aufgeführten Beispiele höchst unterschiedlich: Der Fülle mittelalterlicher Darstellungen von Akanthus, Palmette und Weinstock stehen verhältnismäßig wenige Exempel von Schachtelhalm, Kleeblatt und Weizen gegenüber. Auch läßt die stilisierte Darstellungsweise oftmals eine eindeutige Bestimmung der Pflanzenart nicht zu. So beim Schachtelhalm: ein Kapitell aus Southwell (Nottingham, England) wird im Text (S. 51) als zweifelsfreies Beispiel für die Darstellung des Schachtelhalmes hervorgehoben, im Abbildungsteil (Abb. 24) hingegen ist diese Identifizierung mit einem Fragezeichen versehen. Oder das Beispiel der Rosette: im eigentlichen Sinne keine botanische Spezies, nicht einmal eine bestimmte Pflanze oder Blume, sondern die geometrische Abstraktion einer Blütenform. Solche Beispiele sind kaum geeignet, die Grenze zwischen dekorativer und symbolischer Verwendung von Pflanzendarstellungen in der Romanik aufzuzeigen, wie es das erklärte Anliegen der Autorin ist.

Hervorgehoben werden muß abschließend die Bildausstattung und die Bildredaktion des Werkes. Über 150 Beispiele geben in brillanten Farb- und Schwarzweißaufnahmen einen repräsentativen Querschnitt der Pflanzendarstellungen bis zum Ende des 12. Jahrhunderts. Darüber hinaus erläutern 45 Strichzeichnungen und zahlreiche kommentierende Bildbeischriften anschaulich die botanischen oder motivischen Besonderheiten. Das Ergebnis ist ein eindrucksvolles Bildhandbuch zur Pflanzendarstellung der vorromanischen und romanischen Bildhauerkunst. *Leonhard Helten*

11. Miscellen

Dissertationen, die es zu einer Übersetzung und dann auch noch zu zwei Auflagen in jeder Version bringen, sind verhältnismäßig rar. Diese Auszeichnung widerfuhr jüngst der 1970 auf hebräisch an der Hebräischen Universität in Jerusalem eingereichten, dann von Perez Leshem ins Deutsche übersetzten und von Prof. Dr. Paul Sauer für die deutsche Ausgabe 1973 eingerichteten (und in dieser Form bereits 1977 vergriffenen) Arbeit von *Alex Carmel: Die Siedlungen der württembergischen Templar in Palästina 1868–1918. Ihre lokalpolitischen und internationalen Probleme (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B, Bd. 77). Stuttgart: W. Kohlhammer 2. Aufl. 1997. XXVIII u. 307 S., 58 Abb., 1 Karte. Geb. DM 34,-* (zweite Auflage auf hebräisch: 1990). Ihre hohe Bedeutung für die Geschichte der deutschen auswärtigen Politik, besonders aber für die württembergische Landes-, Kirchen- und Mentalitätsgeschichte, durch die Aufnahme in die Schriftenreihe der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg und den Namen des dortigen Redakteurs belegt, wurde schon damals in fachkundigen Rezensionen gebührend hervorgehoben (z.B. ZWL 33, 1974; BWKG 75, 1975; ZGO 123, 1975). Im Vorwort zur vorliegenden zweiten deutschen Auflage (S. XI–XIII) nun kann der Autor verdienstermaßen eine ganze Reihe von Wirkungen bilanzieren, die von der hebräischen wie von der deutschen Erstauflage seines Werks ausgingen: Anstöße zu parallelen oder ergänzenden Arbeiten von Kollegen (darunter wieder Paul Sauer mit seinem Buch

»Uns rief das Heilige Land«, Stuttgart 1985), zu weitergreifenden und weiterführenden Arbeiten von Schülern sowie schließlich zu ganz konkreten konservatorischen Maßnahmen im überkommenen Baubestand vor Ort. Und doch kann er auch resümieren: »Alles in allem haben aber die erwähnten Untersuchungen die Ergebnisse meiner Dissertation kaum modifiziert« (S. XII). Der – immer etwas riskante – Entschluß der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg zu einer Zweitaufgabe verdient auch von daher alles Lob. An solchen Unternehmungen liegt es vermutlich auch, wenn bzw. daß das Interesse an den schwäbischen Templern lebendig bleibt, wie sich – zum Beispiel – der Ausschreibung einer Studienreise mit diesem Schwerpunkt durch das »Pädagogisch-Kulturelle Centrum Ehemalige Synagoge Freudental« für Herbst 1999 entnehmen läßt. – Ergänzend sei noch darauf hingewiesen, daß der von Alex Carmel nach eigenem Bekunden erst zwischen der ersten und zweiten Auflage seines Buchs so »richtig« entdeckte (S. XII), von ihm inzwischen mit einer eigenen Monographie bedachte Orientaler Gustav Bauernfeind (1848–1904) auch hierzulande erst seit Beginn der 90er Jahre so richtig (aber dafür auch sehr eindrücklich) greifbar geworden ist: in Bauernfeind-Archiv und -Museum in Sulz am Neckar und dem von dem engagierten Betreuer beider, Hugo Schmid, herausgegebenen Buch »Gustav Bauernfeind: Die Reise nach Damaskus 1888/89. Tagebuchaufzeichnungen des Orientalers« (Tübingen 1996).

Abraham Peter Kustermann

»Grauer Literatur« haftet ein scheinbar unausweichliches Schicksal an: ungelesen, unbekannt und wenig verbreitet, wird sie von der Geschichtsschreibung kaum rezipiert. In diesem historiographischen »Massengrab« verschwinden in der Regel zahllose Festschriften und lokalgeschichtliche Kleinstudien. Und dies, obwohl derlei Literatur mitunter beachtliches Format besitzt bzw. mit viel Mühe aus eher entlegenen Quellenbeständen gearbeitet ist. Dieses Schicksal teilt auch die hier anzusehende Schrift, herausgegeben von der Stiftung Liebenau und bereits 1983 erschienen (*Hermann Link, Die Stiftung Liebenau und ihr Gründer Adolf Aich, [Liebenau] 1983*).

Die kirchliche Sorge für Kranke und Hilfsbedürftige hat eine lange Tradition. Nachdem sich die durch die Säkularisation stark in Mitleidenschaft gezogene katholische Kirche wieder etabliert hatte, entstanden auch im 19. Jahrhundert neue soziale Stiftungen, die oft beachtliche Ausmaße annahmen und zum Teil noch heute existieren: so im Württembergischen neben der »Pfleger- und Bewahranstalt für Unheilbare in Liebenau« die Nikolauspflge für verwahrloste Kinder in Gundelsheim, die Vinzentiuspflge für Waisen in Donzdorf, die Piuspflge in Baintd (später Oggelsbeuren), die St. Annapflge in Leutkirch, die Taubstummenanstalt in Gmünd, das Konradhaus in Schelklingen, die Pflgeanstalt in Heggbach und viele andere mehr. In der Regel gehen diese sozialen Anstalten auf die Initiative einzelner Pfarrer zurück, die sich in bewundernswerter Weise für »ihr Kind« engagierten, oft gegen mannigfache Widerstände, auch im Klerus selbst. Die Entwicklung verläuft weithin parallel: private Gründung, bischöfliche Billigung, sukzessive Überführung in die Aufsicht und Leitung der Diözese (»Verkirchlichung«).

Trotz ihrer Bedeutung sind die genannten Einrichtungen weithin ein Stiefkind der kirchlichen Historik. Die vorliegende Schrift bietet in einem 1. Teil einen informativen Überblick über die Geschichte der Stiftung Liebenau: 1866 Gründung des »St.-Johann-Vereins« in Tettngang, Erwerb eines »Gütchens« durch den dortigen Kaplan Adolf Aich und Aufnahme der Pflge von vier Kranken durch drei Barmherzige Schwestern. Der Versuch des Staates, 1867–1868 das von Aich gesammelte Vermögen in eine von Königin Olga zu gründende Anstalt im Unterland zu überführen, stößt auf den entschiedenen Widerspruch des Kaplans: »Lieber wollte ich in Ungnade fallen als die Freiheit und Unabhängigkeit im Handeln fallen zu lassen«. Ob damals schon kulturkämpferische Töne anklangen – wie später im Fall des Stuttgarter Marienhospitals – wird nicht thematisiert. Die Statuten von 1868 nennen als Zielgruppe der geplanten Pflgeanstalt Langzeitkranke; Zweck sei es, »Cretinen, Idioten, Blöd- und Schwachsinnigen, Epileptischen, sodann Krebsleidenden, mit böartigen Geschwüren, mit schwer heilbaren Hautkrankheiten Behafteten, deren Erscheinen Ekel und Schrecken erregt, die deswegen oft der Familie oder der Gemeinde zur großen Last sind, eine sichere Zufluchtstätte zu verschaffen«. 1899 ist erstmals von einer integrierten »Schule für die etwas bildungsfähigen Kinder« die Rede, nach der Jahrhundertwende können 500 Patienten aufgenommen werden, in den Dreißigerjahren sind es über tausend. Den nationalsozialistischen Deportationen fallen zwischen Juli 1940 und März 1941 510 Insassen zum Opfer, etwa 150 Bedrohte können

durch die Anstaltsleitung und das Personal gerettet werden. 1969 eröffnet die Stiftung eine Schule für Heilerziehungspfleger und Heilerziehungshelfer, zwei Jahre später gemeinsam mit den Klöstern Sießen und Reute, dem Caritasverband und der Diözese das Institut für sozialpädagogische Berufe in Ravensburg e.V.

In Teil 2 folgt eine umfangreiche biographische Skizze des Gründers Adolf Aich (1824–1909), der damit zu den wenigen Pfarrern der Diözese Rottenburg (-Stuttgart) gehört, über deren Leben und Wirken eine ausführlichere Beschreibung vorliegt. Die Quellenlage ist ausgesprochen gut: neben dem im DAR erhaltenen Personalfaszikel (die Personalakten wurden mit wenigen Ausnahmen im 20. Jahrhundert vernichtet), konnte der Autor auf zahlreiche Aufzeichnungen aus der Feder Aichs zurückgreifen. Aich muß – auch wenn Link diese Zusammenhänge nicht thematisiert – als typischer Vertreter jener kleinen, aber agilen Gruppe im württembergischen Klerus gelten, die von der Historik mit dem Epitheton »ultramontan« versehen wird. Schon die Erfahrungen seiner frühen Lebensjahre verbinden Aich mit anderen »Ultramontanen«: Wie die Brüder Mennel ist er schon in jungen Jahren Vollwaise, wie sie läßt er sich während seines Theologiestudiums in Tübingen vom dort herrschenden kämpferischen Ton für die »Freiheit der Kirche« faszinieren und im Rottenburger Priesterseminar durch den berühmt-berüchtigten Regens Mast vereinnahmen. Damals erhält Aich eine stark antistaatliche, oppositionelle Schlagseite. Als »derb und dunkelhaft« charakterisiert und mit eher »mittelmäßigen Talenten« versehen, dennoch fleißig, gewandt und mit »scharfer Zunge«, paßt er ins Bild jener kämpferisch sich gebenden »Partei«, der die eher besonnenen liberal und gouvernemental gesinnten Geistlichen gegenüberstehen. Aich soll in der Pfarrseelsorge Verwendung finden und zwar – wie der Zufall es will – in Salach, im Stammland der »Donzdorfer Fakultät«. Doch kaum dort, wird Aich zum Lehrer der Realschule Mariaberg (Rohrschach) berufen. Nach drei Jahren erkrankt er, verbringt zwei längere Kuraufenthalte in Graubünden und wird 1859 Kaplan in Tettngang. Seine internationale Sammeltätigkeit für die von ihm initiierte und aufgebaute Pflegeanstalt bringt ihn in Kontakt zu den Bischöfen von St. Gallen, Linz, St. Pölten und weiteren kirchlichen Persönlichkeiten. Er besucht den entlassenen Rottenburger Regens Mast in dessen Wechselburger Exil und macht dort die persönliche Bekanntschaft mit Domkapitular Moufang aus Mainz. Zuhause findet er Rückhalt bei den Priestern Peter Paul Haas, Joseph Anton Zimmerle und dem »guten Freund« Superior Mennel in Bonlanden. Aich hat wie diese einen starken Hang zur Förderung der damals in Württemberg verbotenen bzw. eingeschränkten Orden. Er kehrt im Haus des Ravensburger Arztes und Förderers der Jesuiten, Johannes Stiegele (Vater des späteren Regens Paul Stiegele im Priesterseminar), wo sich Mast, Zimmerle und andere extrem »Ultramontane« zusammenfinden, und hat Kontakte zu dem Schweizer Ordensgründer Pater Theodosius Florentini (1808–1856), der ebenso oft in Ravensburg zu Gast ist. Das Bild vom »Ultramontanen« komplettiert sich durch weitere Facetten: Aich greift mit einer eigenen Schrift in die Diskussion um die gemischten Ehen ein. Begleiter auf seinen Bettelreisen ist der demonstrativ auf der Brust getragene Rosenkranz. Für ein 1893 gefertigtes Portrait umgibt er sich mit einem monastischen Habitus, wie er kaum besser zur Schau gestellt werden könnte (vgl. S. 17). Allen Versuchen von Kirchenrat, Bischof und Königin, seine Anstalt nicht *gegen* den Staat, sondern *mit* ihm zu gründen, erteilt Aich eine Abfuhr und scheidet auch nicht davor zurück, die Königin persönlich zu brüskieren. Dennoch erhält er 1872 vom Königspaar einen finanziellen Beitrag für sein Projekt. Während Bischof Lipp dem Pfarrer alle Unterstützung zukommen läßt (auf Lipp geht eine andere soziale Einrichtung, die Josefspflege in Muldingen zurück), entzieht Hefele dem »Sanguiniker«, nicht jedoch seinem Projekt, jede persönliche Gunst. Aich wird (durch Domkapitular Dannecker) als Leiter der Anstalt ausgeschaltet und muß sich auf die Pfarrei Wilhelmsdorf zurückziehen, wo er mehrfach Volksmissionen halten läßt und eine Lourdesgrotte baut. Daß zu Aichs goldenem Priesterjubiläum 1901 ausgerechnet der in die »modernistische Ecke« gestellte Tübinger Professor Anton Koch, der wenig Sinn für Volksfrömmigkeit besitzt, die Festpredigt hält, verwundert allerdings, kann jedoch vielleicht als Zeichen priesterlicher Verbundenheit jenseits aller kirchenpolitischer und theologischer Couleur gewertet werden. Eine Aussöhnung mit dem Staat bahnt sich in Aichs letzten Lebensjahren an: zum Jubiläum wird er – vielleicht auf Fürsprache seines Neffen, des Regierungsrats Franz Aich – vom König zum Ritter I. Klasse des Friedrichsordens ernannt.

Mit einem kürzeren Beitrag zur Geschichte von Schloß und Kapelle Liebenau schließt das lesenswerte Bändchen.
Dominik Burkard

Die Reutlinger Gartenstraße, von Max Eifert noch 1878 als die »schönste Straße der Stadt« gepriesen, ist Themenschwerpunkt des Jahresbands 1997 (NF 36) der *Reutlinger Geschichtsblätter*. Als erste außerhalb des beengenden Mauerrings planmäßig und in großzügig offener Bauweise angelegte Straße wurde sie zur bevorzugten Wohnlage des gehobenen Bürgertums. *Thomas Braun* analysiert aus architekturgeschichtlicher Sicht die größtenteils zwischen 1830 und 1850 entstandenen, klassisch proportionierten Bauten, die »Wohlhabenheit und bürgerliche Zufriedenheit« (S. 9) ausstrahlen. *Heidi Stelzer* zeichnet im umfangreichsten Beitrag lebendige Bilder der Häuser und ihrer Bewohner, unter ihnen Kaufleute, Fabrikanten, Bankiers, Ärzte, Wissenschaftler, Architekten, höhere Beamte, Verleger und wohlhabende Handwerksmeister. Als vornehme Adresse wurde die Gartenstraße seit 1859 bis zur Fertigstellung von Pfarrhaus und Kirche St. Wolfgang 1910 auch zum Domizil der katholischen Geistlichkeit. Persönliche Erinnerungen eines Zeitzeugen (*Helmut Goerlich*) und ein Beitrag über die Lokalbahn nach Eningen, die bis zum Bau der elektrischen Straßenbahn durch die Gartenstraße fuhr (*Bernhard Madel*), ergänzen das Bild der Wohnstraße, deren Ensemblewirkung heute durch bauliche Veränderungen, Fällung der Allee-Bäume und vor allem durch den Straßenverkehr empfindlich gestört ist.

An die Belagerung Reutlingens im Jahre 1247 durch antistaufische Parteigänger erinnert Stadtarchivar *Heinz Alfred Gemeinhardt*. Daß sich die Stadt in dieser Existenzbedrohung behaupten konnte, war für ihre anschließende verfassungsrechtliche und wirtschaftliche Entfaltung von entscheidender Bedeutung. Die Belagerung war Anlaß für das Gelübde zur Errichtung der Marienkirche, in deren Bau sich Frömmigkeit, Selbstbewußtsein und Wirtschaftskraft der Bürger widerspiegeln. Gemeinhardt stellt die frühen historiographischen Werke und Chroniken zusammen, aus denen sich das Wissen über die Belagerung speist. Mit einer von ihnen, der bis 1691 geführten Chronik von Lorenz Hofstetter, befaßt sich der Beitrag von *Michael Klein*. Hofstetter, der als Lehrer in Reutlingen tätig war, hatte seinen in die Historie ausgreifenden Text zumindest teilweise mit Quellenangaben und Belegstellen versehen. Dadurch wurde es Klein möglich, den Wissenshorizont des publizistisch aktiven und historisch interessierten Reutlinger »Modisten« auszuloten und die Grundlagen für sein Werk, das nicht auf systematischen Quellenstudien beruhte, zu erfassen. Hofstetters Chronik erscheint auch im interessanten Beitrag von *Thomas Fritz* über das Ende der Hexenprozesse in der Reichsstadt als zeitgenössische Quelle. Am Beispiel der letzten Hexenverfolgungswelle in den 1660er Jahren beleuchtet Fritz die allmählich sich durchsetzende Delegitimierung der Hexenprozesse durch das Gedankengut der Aufklärung. An die Stelle der Hexenprozesse traten Verfahren wegen Zaubereiverbrechen, bei denen die Justiz das Wirken von Hexen nicht mehr als real unterstellte.

Mit dem Schicksal schwäbischer Auswanderer am Schwarzen Meer und im Kaukasus befaßt sich der Aufsatz von *Ulrich Mohl*. Weitere Beiträge sind der publikumswirksam inszenierten Taufe eines Juden, der sich 1763 in Reutlingen zum evangelischen Glauben bekannte und eine Spitalpfründe erwarb (*Gerhard Kost*) und der 1907 vollzogenen Eingemeindung Betzingens (Festvortrag von *Heinz Alfred Gemeinhardt*) gewidmet. Rezensionen über Publikationen mit lokalem Bezug schließen den wiederum erfreulich sorgfältig gestalteten und reich bebilderten Band ab.

Herbert Aderbauer

»In der katholischen Garnisonskirche in Ulm besitzt unsere Diözese [...] ein einzigartiges Gotteshaus. In neuester Zeit tritt dessen Schönheit noch mehr hervor bei einem Vergleich mit der neubauten, nur wenig entfernten evangelischen Garnisonskirche«, urteilte der damalige Vorstand des Diözesankunstvereins, Arthur Schöninger, im Archiv für christliche Kunst (28. Jg., 1910, S. 113). Mit dem von ihm indirekt gescholtenen Pendant, der eben 1910 fertiggestellten evangelischen Garnisonskirche Theodor Fischers, befaßt sich der auf eine Magisterarbeit an der Universität München zurückgehende Beitrag von *Evelyn Sauter* im Band 50 der Zeitschrift *Ulm und Oberschwaben* (1996). Die von Schöninger zum Ausdruck gebrachte »Konkurrenz« zum katholischen Pendant, das 1904 geweiht werden konnte, klingt bereits in der Ausschreibung zum Bau an: Man wünschte eine klare Abgrenzung zur Gotik des Münsters und der katholischen Garnisonskirche. »Leidet doch die Silhouette der Stadt« – so Fischer in der Erläuterung seines Entwurfs – »jetzt schon unter der allzugroßen Ähnlichkeit der katholischen Garnisonskirche mit dem Münster. So ist also für

einen starken Kontrast gegenüber diesen beiden Bekennern des Vertikalismus zu sorgen: eine gedrungene Masse wird notwendig; deshalb Verzicht auf die Einheit des Turmes!« (S. 196)

Als Mittler zwischen Tradition und Moderne griff Theodor Fischer noch auf Elemente des historisierenden Formenkanons zurück: Die wuchtige Doppelturmfassade gemahnt an karolingische Westwerke, der gerundete Vorhallenbau spielt mit romanischen Rundbögen und Zwerggalerien. Gleichzeitig ist sein Werk jedoch geprägt von der konsequenten Verwendung von Eisenbeton in Konstruktion und Gestaltung. In der Ulmer Gamisonskirche wird erstmals an einer deutschen Kirche der Beton-Skelettbau sichtbar gemacht und im Sinne der Materialgerechtigkeit konsequent in die Ästhetik des Baus übertragen. Fischer verleiht damit dem bislang dem Industrie- und Fabrikbau vorbehaltenen Eisenbeton gewissermaßen die »höheren Weihen« und ebnet ihm den Weg zur Verwendung im Sakralbau.

Der umfangreichste Beitrag des Bandes befaßt sich mit der Geschichte des Ulmer Salzhandels. Die detailreiche Darstellung, vom Autor *Raimund Waibel* selbst als »kommentierte Materialsammlung« (S. 8) bezeichnet, macht deutlich, wie stark der Salzhandel in der Reichsstadt und ihrem Territorium städtischen Eingriffen und Lenkungsversuchen ausgesetzt war. Der Rat baute die Kontrolle des Handels im frühen 17. Jahrhundert bis zum städtischen Monopol aus, das er dann ab der Jahrhundertmitte an privilegierte Salzhändler verpachtete. Im 18. Jahrhundert übernahm er schließlich den für die Lebensmittelversorgung so zentralen Salzhandel in eigene Regie. Gleichwohl stuft Waibel den Gewinn für die städtischen Finanzen als marginal ein.

Für Leser des Rottenburger Jahrbuchs ist auch der Beitrag von *Frank Raberg* über den Zentrums- und späteren CDU-Politiker Franz Wiedemeier von besonderem Interesse. Der überzeugte Katholik engagierte sich in der Zeit der Weimarer Republik als christlicher Gewerkschaftler und Gauvorstand des katholischen Arbeitervereins. Rabergs Darstellung konzentriert sich jedoch auf Wiedemeiers parlamentarisches Wirken in der Nachkriegszeit. Seine größte politische Bedeutung erlangte Wiedemeier als Fraktionsvorsitzender der CDU und Gegenspieler Reinhold Maiers im Landtag von Württemberg-Baden. Seine Rednerauftritte brachten ihm ironische Charakterisierungen von seinen politischen Gegnern als »Wotan« (Alex Möller) und »allein stimmlich« als großer »Donnerer im Parlament« (Reinhold Maier) ein.

Kurze Aufsätze befassen sich mit der Darstellung des Fremden in den beiden Berichten des Ulmer Dominikaners Felix Fabri und des Mainzer Domdekans Bernhard von Breydenbach über die Jerusalemwallfahrt 1483 (*Heike Edeltraud Schwab*), mit der Kartographie und der kartographischen Druckkunst in Ulm (*Wolfgang Pfeifer*), mit dem Hexenprozeß gegen die aus Bermaringen stammende Maria Braitingen von 1619 (*Oliver Auge*) und mit dem Mord am Ulmer Patriziersohn Eitel Eberhard Besserer von 1554 (*Horst Boxler*). Aus seiner persönlichen Erinnerung schildert schließlich *Walter Barnikel* als Zeitzeuge die letzten Kriegstage und den Einmarsch der US-Truppen in Ulm.

Eine Reihe interessanter Aufsätze bietet auch der vorhergehende *Band 49 (1994)*. Zwei von ihnen sind dem staufischen Ulm gewidmet. *Andrea Bräunings* Bericht über die Grabung am Münsterplatz enthält die Überraschung, daß gerade die topographisch gefährdetere Nordseite der Stadt im 13. Jahrhundert nicht mit einer Steinmauer, sondern nur mit Holzkonstruktionen, Wall und Graben geschützt war. Nicht nur in politisch-verfassungsrechtlicher Hinsicht, sondern auch im äußeren Erscheinungsbild erweist sich Stadtentwicklung damit als langwieriger Prozeß. *Fritz Scheithauer* macht sich auf die Suche nach dem im Vogtvertrag 1255 belegten, aber bislang nicht endgültig lokalisierten staufischen Landgerichtsplatz »Ruhimbühl«, also »rauer Bühl«. Der Autor plädiert für eine Identifizierung mit dem gleichnamigen Flurstück bei Steinheim, das am Landgraben, der Ulmer Stadtrechtsgrenze, liegt.

Mit dem Werk der beiden Syrlin setzen sich die Arbeiten von *Gerhard Weilandt* und *Barbara Rommé* auseinander. Weilandts Untersuchung konzentriert sich auf den im Bildersturm zerstörten, aber archivalisch gut dokumentierten Hochaltar des Ulmer Münsters, dessen Schrein von Syrlin d.Ä. gefertigt wurde, während die Skulpturen bei Michel Erhart in Auftrag gegeben worden waren. Mit einer bislang von der Forschung nicht beachteten Stiftung von 1504 kann Weilandt belegen, daß der 1479/80 weitgehend fertiggestellte Altar bis dahin nicht farbig gefaßt war. Der Verfasser diskutiert einen bewußten, in Abstimmung zum Chorgestühl erfolgten Verzicht auf die sonst in dieser Zeit noch übliche Farbfassung. Ob diese vorsichtig formulierte These Bestand haben wird oder ob doch aus anderen Gründen eine polychrome Fassung zurückgestellt worden

